

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 53.

Mittwoch den 4. März 1903.

18. Jahrgang

Märznacht.

Es klinget in dem dunklen Wald,
Wie leises Frühlingsseufzen,
Schon fallen von den Ästen ab,
Des Winters Abschieds-Thänen.

Kein Reif umspannt mehr die Flur,
Sie träumet vom Erleben,
Sie schweigt, als sei von jedem Leid
Des Winters sie genesen.

Ein Ahnen ziehet durch die Welt,
Wie saße Lenzeslieder,
Als fängen sie dem Menschenkind:
Der Frühling lehrt Dir wieder."

O, hab' Geduld, ein Weichen noch,
Dann steht die Erde im Blüten,
Die Sonne wird am Firmament
Aus dunklen Wolken ziehen.

Nur noch ein ein'ger Winterssturm,
Dann wacht ein neues Leben,
Und die Natur, sie wird ihr Haupt
Mit Blütenstern umgeben.

Vergaget nicht, ihr, die ihr Leid
Und Sorgen hab't bejessen,
Wacht auf zum Himmel, Gott ist gut,
Er hat euch nicht vergessen!

Eppenhain i. T.

Johanna Gasser.



Der deutsche Buchhandel 1902. Einem amtlichen Berichte entnehmen wir nachstehende Ausführungen über die Lage des Buchhandels in Leipzig im Jahre 1902: „Den allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnissen entsprechend hatte der Buchhandel unter der ungünstigen Konjunktur zu leiden. Als nachteilig erwies sich zudem die Einführung der neuen Orthographie, wodurch namentlich der Absatz im Schulbuchgeschäft eine Einschränkung erfuhr. Wenn auch behördlich 5 Jahre Frist gegeben sind zum Aufbrauchen der bisherigen Schulbücher, so wird doch der größte Teil der Lehrerschaft ratlos bringen, daß andere, als in der neuen Orthographie erscheinende Bücher nicht mehr gebraucht werden. Hierdurch erleiden sowohl die Verleger als die Sortimenter Verlust. Erstere infolge zurückbleibender Bestellungen, letztere durch Entwertung ihrer Lager in Schulbüchern alter Orthographie, da Schulbücher nur gegen bar geliefert und nicht zurückgenommen werden. Da die neue Orthographie auch für Behörden maßgebend ist, wird es wohl dahin kommen, daß auch die Annahme von Gesetzbüchern usw. mit alter Orthographie verweigert wird. Der Schaden, den der Buchhandel dadurch erleiden dürfte, wird auf mehrere Millionen Mark geschätzt. Sowohl die literarische Produktion als auch die Verlagstätigkeit war wiederum eine ergiebige, besonders in wissenschaftlichen, aber auch in medizinischen Werken. Von Musikalien waren besonders gut im Absatz die Uebersetzungs-Sachen, leichte Piecen in Hausmusik usw. Die Preisverhältnisse haben sich insofern geändert, als sich die Buchhändler geeinigt haben, daß bei 3 Mark Ladenpreis keinerlei Rabatt oder Diskonto gewährt werden darf, darüber höchstens bis 5 Prozent, während Wochen- und Monatsjournale ohne jeden Rabatt geliefert werden. In illustrierten Zeitschriften war der Wettbewerb ein ungemein scharfer. Die älteren Wochenzeitschriften, wie Gartenlaube, Daheim, Illustrierte Zeitung, Fliegende Blätter, für alle Welt, Kunst für Alle, haben ihren Besitzstand behauptet. Die Berliner Woche dürfte ihren Höhepunkt überschritten haben, dagegen haben Magendorfers humoristische Blätter anscheinend an Verbreitung gewonnen. Der Kolportagebuchhandel gestaltet sich schleppend, angesichts des mäßigen Verdienstes der arbeitenden Klassen. — Der Antiquariats-Buchhandel wies normalen Geschäftsgang auf.“

Eine Studentin im Karzer. Der akademische Senat zu Heidelberg wird demnächst zum erstenmale in die Lage kommen, über eine inskribierte Dame die Karzerstrafe zu verhängen; die Dame hatte während eines Wortwechsels im Hörsaal einem Studenten die Worte „Sie Fie!“ zugerufen, worauf jener sie zur Anzeige brachte.

Der Millionenentel der Familie Humbert. Das Pariser „Journal“ bringt einen längeren, gut documentierten Artikel zum Nachweise, daß die Crawford-Erbischaftsgeschichte von Theresie Humbert nicht einfach aus der Luft gegriffen worden ist; nur ihre und ihrer Familie Beziehungen zu dieser sind von ihr zu den sattem bekannten Zwecken hinzugefügt worden. Es hat ein Crawford existiert, der in Rizza als Millionär um die Zeit herum gestorben ist, in die die erfindungsreiche Dame den Anfang ihres Schwindelromans verlegt hat. Dies war der am 29. November 1818 in Schottland geborene William Stuart Stirling Crawford, der im Trinity College von Cambridge seine Ausbildung erhielt. Später erhielt er den Titel eines Oberleutnants und Befehlshaber eines Lancashire-Regiments, widmete sich aber von seinem 26. Lebensjahre an ausschließlich dem Turf und der Vollblutjagd; auf diesem Gebiete wurde er sehr bekannt. Er stammte aus einer kleinen Landadelfamilie; sein Vater, Kapitän William, machte die Schlacht von Waterloo mit den Gardebrigaden mit. Dieser Kapitän William heiratete in erster Ehe die Tochter eines reichen Kaufmanns der City, die im Wochenbette nach achtmonatlicher Ehe starb. William Stuart Stirling Crawford entstammte dieser Verbindung. Er heiratete im vorgeschrittenen Alter die hochmütige Herzogin von Montrose, die selbst die Königin Victoria nicht für ganz ebenbürtig hielt und deshalb, um ihr nicht die Ehrenbezeugungen einer Unterthanin erweisen zu müssen, meistens in Cannes lebte. Man erinnert sich dort noch an die glänzenden Feste, die von den Crawfords um jene Zeit (1876) veranstaltet wurden. Crawford starb Anfang 1883 in Rizza mit Hinterlassung eines großen Vermögens, das auf 10 Millionen Pfund Sterling veranschlagt wurde. Wohin dieses gekommen, weiß man nicht. Es ist nur bekannt, daß er kinderlos starb und keine anderen direkten Erben hatte. Allerdings waren Familienangehörige vorhanden, nämlich zwei Söhne eines Sohnes und einer Tochter des Capitans William aus seiner zweiten Ehe mit Charlotte Gibson Wainland, die mit ihm die Reffen des Millionärs waren. Sie heißen Henry und James und leben heute noch, haben aber nicht, wie in der Fabel Theresies, irgend welche Erbischtsansprüche geltend gemacht. Es ist immerhin vorzuziehen, daß sie von dieser Geschichte Kenntnis hatte und aus ihr ihren Roman herausarbeitete.

Ein grauenhafter Mordakt wurde in der schweizerischen Ortschaft Ropraz (Kant. Waadt) verübt. Vor einigen Tagen war ein junges Mädchen, Rosa Gilléron, Tochter des Alt-Großraths und Civilstandsbeamten Gilléron, in Ropraz beerdigt worden. Später fand man das Grab geschändet, den Sarg offen und die Leiche des Mädchens schrecklich verstümmelt. Der Kopf der Leiche lag in einem Bach. Unter bringendem Verdacht die That begangen zu haben, wurden die beiden Brüder Heinrich und Ludwig Caillet aus Bucherens verhaftet und in das Schloß Dron gebracht. Die Eltern der Caillets sind beide im Buchhaus gestorben, wo sie wegen Raubes fünf, resp. sechs Jahre abzusitzen hatten. Obmann der Geschworenen, die damals das Urtheil sprachen, war der Vater des Opfers der Leichenfindung in Ropraz gewesen. Die Brüder Caillet hatten ihm Rache geschworen, indem sie sagten, er sei schuld daran, daß ihr Vater ins Buchhaus gekommen wäre.

Der lustige Todesantritt. Ein Verbrecher, der sich am Tage vor der Hinrichtung mit der Begründung auf den Kopf stellt, daß ihm dies unerschuldige Vergnügen morgen nicht mehr möglich sein werde, ist jedenfalls ein Sonderling und eigenartiger Philosoph. Der Fall spielte sich dieser Tage in dem englischen Städtchen Nutham ab. Der Verurtheilte war der Ermordung seiner Ehefrau überführt worden. Bis zur letzten Stunde behielt er seine Fassung und in seiner zynischen Weise scherzte er mit den Gefängniswärtern, rüschte auf allen Vieren auf dem Boden der Zelle entlang und schrie und blühte ohne aufzuhören. Das ihm gereichte Frühstück verschlang er mit einer wahren Gier; er rauchte, piffte und sang und sagte wiederholt: „So lange ich noch in dieser Welt verweile, werde ich mich amüsiren“. Den Weg zum Schaffot legte er festen Schrittes zurück und als man ihm die Schlinge um den Hals legte, richtete er sich noch einmal auf und zu den Wärtern und dem Henker gewendet rief er mit lauter, vernehmlicher Stimme: „Auf Wiedersehen, Jungs!“

Verschiedene Wünsche. Eine originelle Anekdote, in der Eleonora Duse und Marcelle Sembrich die Hauptrollen spielen, wird in amerikanischen Blättern erzählt. Nach ihrer Rückkehr von Chicago nach New York begab sich die Duse in das Savoy-Hotel, wo sie mit ihrer Begleitung Wohnung nahm. Ihr Zimmer, das in der vierten Etage lag, befand sich gerade über dem, das Marcelle Sembrich bezogen hatte. Man haben aber beide Künstlerinnen ein durchaus entgegengesetztes Temperament. Die Duse liebte die Wärme, während die Sembrich vor allem die Kälte liebte. Als die Duse in ihr Zimmer trat, fühlte sie eine Frische, an die sie nicht gewohnt war, ließ sofort den Geschäftsführer kommen und sagte zu ihm: „Aber haben Sie denn den Kopf verloren? Wollen Sie mich um meine Stimme bringen, mich ruinieren? Was ist das für eine Kälte! Das kann ich nicht aushalten. Ich brauche Wärme, Wärme, Wärme...“ Und so redete sie weiter auf den armen Mann ein, der sehr in Verle-

genheit war, weil das Noth, das ihr Zimmer heizen sollte, dieselbe Wirkung auch in dem der Sembrich hervorbringen mußte. Er wollte es jedoch versuchen. Aber sofort ließ ihn die Sembrich holen. „Sind Sie verrückt?“ redete sie ihn an. „Glauben Sie, daß ich eine solche Wärme aushalten kann? Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich, wenn meine Stimme die Nachwirkungen davon spüren sollte, 50,000 Dollars Schadenersatz von Ihnen verlange.“ Als der Geschäftsführer nun darauf hinwies, was die Duse von ihm verlangt hätte, erwiderte sie einfach: „Sagen Sie der Signora Duse, daß, wenn ihre Person auch sicher ebensoviel werth ist, wie meine, meine Stimme doch einen größeren Werth hat als ihre, da ich nämlich singe, während sie nur spricht.“ Eine Stunde später hatte die Duse ihr Zimmer geräumt und war in ein anderes Hotel übergesiedelt.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Symphonie-Konzert. Im letzten Sonntags-Symphoniekonzert des städtischen Kurorchesters enthielt das Programm die Arbeit eines hier lebenden jungen Componisten aus der Rheinprovinz, nämlich den ersten Satz (Allegro moderato) aus der Symphonie in D-dur (Manuskript) von H. A. Jung. Diese von acht künstlerischer Begabung zeugende Musik fand vor der zahlreichen Zuhörerschaft reichen Beifall. Wir hoffen, auch die übrigen Theile der Symphonie noch zu Gehör zu bekommen.

Rembrandt-Ausstellung. Die Führungen durch die Rembrandt-Ausstellung durch Herrn Dr. von Grolman finden am Donnerstag, 5. März, Samstag, 7. März und am Montag, 9. März, Abends von 6-7 Uhr vor den Werken statt. Einzigeinungskarten liegen im Kunstsalon Banger auf.



Dieses ist die einzige Quaker Oats Packung. Alles andere, somit ausgewogene Waare ist Nachahmung.

Quaker Oats ist die beste und ergiebigste Haferspeise und erfreut sich in Folge dessen unerreichter Beliebtheit. 4970

Quaker Oats

Original-Hand-Druck

Ich unter Garantie des Erfolges nach der weitbekannten Schreib- und Lese-Methode. Jede, selbst die schlechteste u. unleserliche Schrift wird durch meine Methode binnen zehn und goldig. Unentgeltlich wenn nicht guter Erfolg.

Gründliche Ausbildung in Buchhaltung, sowie in den gesammten kaufm. Wissenschaften, in Karten und Eingekunstet, in Tages- oder Abendkursen. Der Unterricht an **Tausend** steht unter persönlicher Leitung von **Herrn E. Schreiber**, langjähriger Fachlehrer. 8743

Direction E. Schreiber, Rheinstraße 103, I. r. an der Rheinbrücke.

Patente etc. erwirkt
Ernst Franke, Civ.-Ing.
Bahnhofstr. 18

Ausverkauf wegen Geschäfts-Aufgabe.

Foulard-, Woll- und Waschcostüme,
Seidene, wollene und Waschblousen,
Jackenkleider, Costümröcke,
Jaquettes, Paletots, Jupons u. s. w.

zu jedem annehmbaren Preise.

H. B. Lange,

Wilhelmstrasse 16.

Wilhelmstrasse 16.

Schränke, Theken, Luster, Atrappen u. s. w. billig abzugeben.

Moskopf's Trauben-Senf

mit der Traube.

1209/52

Jedes Originalgefäß (Fass, Kübel, Bütte, emaillierte Elmer etc. trägt diese eingetragene Schutzmarke. Dieser vorzügliche rheinische Tafelsenf ist zu haben in den meisten einschlägigen Engros- und Detail-Geschäften. Verkauf nur an Wiederverkäufer.



Apfel! verschiedne Sorten, 10 Pfund von 70 Pfg. an, zu haben. Gebauer, 9. 8692

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“

Nr. 8.

Wiesbaden, den 4. März.

XVIII. Jahrgang

Der Haferbau.

Der Hafer ist ein armer Geselle, dem meist nur die Aufgabe zufällt, die letzte Nährkraft aus dem Boden zu ziehen oder einen weiten entlegenen Acker, der gerade infolge seiner Entfernung nie einen Dünger gesehen hat, zu füllen, lebiglich damit er nicht leer steht. Für Hafer ist er ja lange gut genug, sagt sich der Landmann.

Der jetzigen Zeit, in welcher die Anwendung künstlicher Düngermittel eine immer allgemeiner werdende, ist das vorbehaltlich geduldet, den Haferbau auf eine höhere wohlverdiente Entwicklung zu bringen. Es dürfte wohl kaum ein anderes landwirthschaftliches Kulturgewächs die ihm zur Verfügung gestellten künstlichen Nährstoffe so sicher ausnützen und sich so dankbar für sorgsame Pflege erweisen wie der Hafer.

Es ist zwar unmöglich dem Landwirth ein Rezept zu geben, nach welchem er in der Lage ist, in jedem Falle seinen Hafer am zweckmäßigsten zu kultiviren, trotzdem wird ihm dies aber glänzend gelingen, sofern er sich der Mühe unterzieht, für seine Wirthschaft festzustellen, auf welchem Boden, nach welcher Vorfrucht es gut thut, Hafer zu bauen, welche Haferorte er auszuwählen hat und durch wie hohe Gaben künstlichen Düngers er in dem speciellen Fall mit einiger Sicherheit noch die Ernten zu steigern vermag. Gewissenhafte Prüfung dieser Fragen und dementsprechendes Handeln dürfte auf manchen Böden z. B. da, wo Weizen nicht sicher gedeiht, oder auf Böden, welcher als nicht sicherer Gersteboden nur Gerste von geringerer Qualität liefert, durch Haferbau eine weit höhere Bodenrente als durch andere Kulturpflanzen erzielen lassen. Diesbezügliche Versuche werden den Landwirth, sofern sie den Haferbau betreiben nicht erspart bleiben; in welchen Grenzen sich die Versuche zu bewegen haben, dafür dürften uns die Auslassungen des Herrn Hejeler, der sich als Samenzüchter einer speziell nach ihm benannten Haferorte einen Ruf erworben hat, genügend Anhaltspunkte geben.

Auf Niederungsböden wird, wenn nicht ganz ausnahmsweise ungünstige klimatische oder Bodenverhältnisse vorliegen, dasjenige Haferfeld den höchsten Körnerertrag geben, welches am zeitigsten bestellt wurde.

Der Hafer ist sehr dankbar für eine sorgsame Vorbereitung des Ackers, welche natürlich am normalsten ausfällt, wenn das Land schon vor Winter gepflügt war, jedoch im Frühjahr nur eine flache Bearbeitung mit Gräpator oder Krümer, Egge und Walze nöthig ist.

Stallmist sollte man höchstens im Herbst zeitlich unterpflügen; am liebsten vermeide man eine Stallmistdüngung ganz, jedenfalls im Frühjahr, weil solche sehr leicht durch starkes Wenden des Bodens den Ertrag beeinträchtigt.

Welche Nährstoffe im künstlichen Dünger zu reichen sind, ist, wie schon gesagt, durch Versuche zu ermitteln, wenn nicht bereits unabweisbar feststeht, daß solche in reichlicher Menge im Boden vorhanden sind. Vorzüglich in Betracht kommen hierbei Kali, Kalk und Phosphorsäure. Es sei hierbei bemerkt, daß selbst im Kalkboden eine Kalkdüngung die Erträge noch namhaft zu steigern vermag, sei es, weil die obersten Bodenschichten von Kalk ausgelaugt sind, oder weil der aufgeführte Kalkfall den häufig vorwiegend dort in der Ackerkrume vorhandenen Thon in seiner physikalischen Eigenschaft verändert hat. Was die Phosphorsäure betrifft, so dürfte eine Zuführung derselben in solchen Böden ohne Wirkung auf das Wachsthum des Hafers bleiben, in welchen die Kultur der Futterrübe bereits jahrelang große Quantitäten an Phosphorsäure dem Boden zugeführt hat. Wenn eine Phosphorsäuredüngung überhaupt eine entsprechende Wirkung hat, so dürfte wohl kaum mehr als vierhundert Kilo-gramm Thomasmehl im vorhergehenden Herbst ausgestreut angewendet sein, oder 30 bis 40 Kilo leicht löslicher Phosphorsäure pro Hektar in der Form von Superphosphat im Frühjahr bei der Bestellung.

Außer stickstoffreichem Moor- oder Marschboden dürfte wohl selten ein Boden gefunden werden, der von der Natur so reich an Stickstoff wäre, daß eine Stickstoffdüngung schädlich wirkt oder die Produktion des Hafers auch nur nicht zu steigern vermöge. Es handelt sich demnach nur um die Frage, wie weit man mit sicherer Aussicht auf entsprechende Steigerung der Pflanzenproduktion die Stickstoffgaben steigern kann. Stickstoff wirkt am besten in der Form von Chilisalpeter, wieviel man von demselben anzuwenden hat, ist durch Versuche festzustellen. Denn unter Umständen ist es gerathen, nicht mehr als 100 Kilo pro Hektar anzuwenden, während nicht selten Gaben von 400 Kilo pro Hektar noch mit Sicherheit einen sehr hohen Ertrag bringen. Bei Anwendung von über 200 Kilo gebe man die eine Hälfte während der Bestellung die andere Hälfte, wenn sich die Blätter der Pflanzen intensiv grün zu färben beginnen, lasse dieselbe eventuell wenn sich die Pflanzen kräftig genug entwickelt, ganz weg. Nicht genug Werth kann auf die gleichmäßige Verteilung des Chilisalpeters gelegt werden. Dasselbe wird am sichersten dadurch erreicht, daß man beim Ausstreuen zweimal, das ein mal lang, das andere mal quer über den Acker, streut.

Den starken Stickstoffgehalt muß die Menge der Einsaat entsprechen, was am besten durch Versuche festzustellen ist.

Eine sorgsame Bearbeitung des Hafers mit Hackmaschine und Handhacke ist in der Regel im höchsten Grade lohnend. Wer glaubt, daran zweifeln zu müssen, weil sein Boden etwa solche Unkräuter nur wenig produziert, welche die jungen Haferpflanzen beschatten und durch Entziehung der Nahrung erheblich schädigen, der befehle sich durch den Versuch.

In Höhenböden, namentlich wenn derselbe ein kalter, toniger ist, pflegt das milder günstige Klima auf die jungen Haferpflanzen oft so schädlich einzuwirken, daß dadurch eine Störung in der Entwicklung der Pflanzen eintritt, deren schädliche Folgen sie häufig nicht wieder zu überwinden vermögen. Man sät also lieber hier nicht vor Mitte April.

Das für den Niederungsböden in Bezug auf Vorbereitung des Ackers zur Saat, sowie Stallmist- und künstliche Düngung Geklagte gilt auch für den Höhenboden, nur wird in der Regel eine stärkere Einsaat zu wählen sein.

Für Höhenböden, namentlich wenn viele Steine die Arbeit erschweren, kann das Hacken zu theuer, überflüssig und selbst schädlich sein. Auch hier muß ein öfter wiederholter Versuch entscheiden.

Kurz — der Haferbau verdient nicht, als Aschenbrödel behandelt zu werden, denn er kann leicht auf eine hohe Stufe der Entwicklung gebracht werden, wenn man sich das Sprichwort zur Regel nimmt; Probieren geht über Studiren.

Landwirthschaft.

Anbau von Möhren. Man sät sie entweder vor Winter oder im zeitigen Frühjahr, d. h. auf trockenen, leichten Boden, werden die Stoppelmöhren im Spätherbst, auf schwereren, feuchteren Bodenarten Ende Februar oder im März, oder so lange der Boden von dem vorhergehenden Frost noch locker und feucht ist, über den Roggen gesät. Nach dem Säen wird das Land mit eisernen oder starken hölzernen Rechen überzogen, um den Samen an oder etwas in die Erde zu bringen. Der Saat schadet dies Ueberhacken durchaus nicht. Nach der Roggenernte wird das Land kreuz und quer überregt und werden darauf die Stoppeln und das Unkraut abgehakt. Natürlich muß alles fest sitzengebliebene Unkraut später ausgejätet werden und sind hierbei die Möhrensaaten, wo es nöthig ist, auf ein richtiges Maß auszubehnen.

Die Kreide in der Hand des Landwirthes. Die Kreide ist das Symbol des Rechnens und wenn man oft den Bauer im Wirthshaus beim Kartenspiel die Kreide handhaben sieht, so sollte man meinen: die Bauern rechnen wie die Advokaten. Aber wie mancher Andere, ist auch der Landwirth in der Wirthstube ein verschiedener Mensch von dem am runden Bauernische: Da rechnet er nicht! Und eben dieses Nichtrechnen ist eine der schwächsten Seiten unserer Landwirthschaft. Auf diesem Gebiete steht sie im Gegensatz zum Handel und zur Industrie; der leicht beschwingte beschleunigte Umsatz macht hier die „Kreide“ zur unerlässlichen Nothwendigkeit und wollten der Industrielle und der Handelsmann sich des Rechnens nur für kurze Zeit entschlagen, so wäre ihr Ruin unvermeidlich. Anders der Bauer: Jahrelang sieht er seine erträglichen Objekte vor sich, der Umsatz seiner Erzeugnisse ist schwermüthig und langsam, es ist ihm auch ohne Buch möglich, sich über sein Soll und Haben — meint er! — zu orientiren! Und eben dieses langsame Gewerbe legt dem Bauern das Gefühl nahe: Eine Rechnungsführung ist mir ein unnütz Ding. Wir wollen nicht bestreiten, der Bauer besitzt eine große Widerstandskraft und verfallt nicht so leicht wie Handel und Gewerbe der Agonie. Allein trotz dieser Jähigkeit am Festhalten seines Besitzthums ist ein geordnetes, dauerliches Rechnungswesen auch ihm dringendes Bedürfnis geworden. „Ohne Kreide — kein rechter Bauer!“

Obst- und Gartenbau

Zum Abschneiden der Rinde. Das Abschneiden oder Abkratzen der Rinde, Flechten und abgestorbenen Rindenstücke bei Bäumen, so gut es auch ist, darf nicht übertrieben werden, vor allem dürfen Stamm und Krone keine Verwundungen dabei erleiden, indem Verwundungen den Frost und der Rasse Angriffspunkte zur Schädigung der Rinde und auch des Stammes und der Krone bieten.

Das beste Mittel gegen die Gelsucht der Obstbäume ist Eisenbitriol. Man gräbt bis auf die feinen Wurzeln des Baumes einen kleinen Graben und vertheilt 1–2 Pfund an jedem Baum. Gleichzeitig kann auch die Düngung mit Mooskenderer vorgenommen werden. Eisenbitriol löst sich langsam im Boden auf.

Die Spalierobstbäume sind stets so zu pflanzen, daß die bei der Erziehung derselben entstandenen Schnittflächen der Wand bezw. dem Gerüst zugekehrt sind, und durch die ihnen gegenüber gebildeten Verlängerungsäste nach vorne zu gedeckt werden.

Die Mirabelle gedeiht dort, wo überhaupt noch Pflaumen- und Zwetschenbäume fortkommen und Erträge liefern. Die Frucht gleicht einer kleinen, gelben Pflaume und ist infolge ihrer vielfachen Verwendbarkeit eine der begehrtesten Obstsorten. Das Fleisch ist kernig und sehr süß; löst sich auch leicht vom Kerne. Deshalb wird die Mirabelle auch zum Dörren, sowie Konserviren gebraucht und ist eine gern gekaufte Marktsorte. Es gibt zwar verschiedene gelbe Pflaumen, diese sind aber nicht zu verwechseln mit der Mirabelle, da sie sämtliche guten Eigenschaften mehr oder minder entbehren. Als empfehlenswerthe Sorten gelten die Herrenhäuser doppelte und Mirabelle von Nancy.

Als ein ganz ausgezeichnetes Mittel gegen den Gurkenfäule, jene Pest der Gurken und Melonenpflanzen, wird die Bespritzung dieser Pflanzen mit einer starken Nühnermistauflösung empfohlen. Man soll auf ein Pfund Nühnermist ungefähr 5 Liter Wasser schütten, dies 24 Stunden stehen lassen und dann an einem Abend die Pflanzen mit der Lauge überbrausen.

Einige Tafelobstsorten, welche schon früh tragen. Von den Kirschen etwa: Charlamowsky, Virginischer Rosenapfel, Cellini, Dantsiger, Kantapfel. — Birnen: Williams Christbirne, Herzogin von Angoulême, Andenken an den Kongreß.

Spinat. Aussaat beginnt im März, in Reihen 25 Centimeter Abstand und folgen die Ausseten von 3 zu 3 Wochen. Im August–September sät man den Winterspinat ebenfalls in Reihen mit 25–30 Centimeter Abstand und legt zwischen die Reihen verrotteten Dünger. Der Spinat verlangt einen reichlich frisch gebüngten Boden in sonniger Lage, reichliche Bewässerung, auch Dünggüsse fördern sein Wachsthum sehr. 10 Gramm Samen für 5–6 Meter Reihenfaat.

Bienenzucht.

In welcher Höhe ist das Flugloch anzubringen? Die Antwort ist eine verschiedene. Wenn es auf gute Durchwinterung und rechtzeitige Entwicklung des Volkes im Frühjahr ankommt, so ist die Anbringung des Flugloches in mindestens $\frac{1}{2}$ der Höhe des Stodes sehr vorteilhaft. Wird jedoch auf größermögigertrag hingezielt, so empfiehlt es sich, das Flugloch am Bodenbrett anzubringen. Doch leiden in letzterem Falle, besonders im Winter, die Bienen an Luftnoth, da die verdorbene Luft nicht so leicht den Ausweg durch den Flugkanal findet. Als Mittelweg wurde deshalb das Flugloch in halber Höhe des Stodes angebracht, oder der Stod erhielt zwei Fluglöcher, eines im Boden, das andere unmittelbar im Haupte des Stodes. Jedoch ist es

bei Stöcken von 25 cm Breite rathlich, das Flugloch unter der Mitte etwa in der Höhe von 18 Centimeter einzurichten, da dann die Bienen ihren Winterhoni über dem Brutlager ablagern und somit den gefürhten Winterbedarf durch Nachbenvorräthen finden. Bei zwei Fluglöchern ist genaue Kenntniß nöthig, wie diese zu benützen sind: der Unterk muß sich im Klaren sein, wann das eine oder das andere oder beide geöffnet werden müssen.

Ausschneuren oder Ausklengen der Bienenwohnungen. Wenn neue Bienenwohnungen, sowohl Kasten oder Strohlörbe raue Innenwände haben, so brennt man diese mit Stroh oder Papier aus, nimmt dann einen Ballen zusammen gedrückter Waben und reibt damit die warmen Innenwände ab, damit diese die Feuchtigkeit nicht so sehr auffangen, wodurch sonst die Dürstnoth entsteht.

Brutanlag. Man kann den Brutanlag bei einem schwachen Volke bedeutend fördern, wenn man frühzeitig mit dünnflüssigem Honig füttert. Die Königin kommt dadurch nämlich zu dem Klauen, die Tracht sei so reichlich und richtig, demnach ihre Eierlage ein. Besser ist es jedoch jedenfalls, wenn man den Bienen im Herbst soviel Vorrath läßt, daß man im Frühjahr, um den Brutanlag zu fördern, die spekulative Fütterung nicht nöthig hat.

Während die Bienen ihrer Ruhe pflegen, gibt es für den thätigen Bienenzüchter manches für die Zukunft zu besorgen. Es gibt manches für das nächste Frühjahr zu ordnen. Hierbei wollen wir nicht auf das Anfertigen von Wohnungen, Lesen guter Bienenchriften usw. zu sprechen kommen, dies versteht sich alles von selbst. Eines möchten wir aber doch ganz nachdrücklich hervorheben: Pflanzet Lindenbäume! Die wunderschönen altgermanischen Bäume, die Löss voll des besten Honigs liefern werden immer seltener! Im Walde werden sie in unserer ganz materiellen Zeit ausgerottet, weil ihr Holzwerth um einige Silberlinge dem der harten Hölzer nachsteht. An den Allen pflanzt man entweder Obst- oder Hornbäume und im Dorf, auf freien Plätzen usw. findet man nur selten einen Lindenbaum. Er gehört aber womöglich vor jede Kirche und Schule, und die Straßen durch und vor dem Dorfe sollten mit Lindenbäumen besetzt sein. Also, Ihr Bienenzüchter und Bienenzuchtvereine, hier steht die Forderung! Dies nicht mehr als die paar Blümchen, die der oder jener in seinem Garten pflanzt, wenn wir hiermit aus anderen Gründen vollständig einverstanden sind.

Um die Bienen an die Tränke zu locken, giebt man etwas süßes Zuckerswasser in Waben, die man den Stöcken einsetzt; alsbald werden diese Waben mit Bienen dicht besetzt sein. Fest nimmt man sie recht behutsam mit den darauf sitzenden Bienen und trägt sie an die Tränke.

Allerlei Brattisches.

Aquarium. Die beliebtesten und auch wegen ihrer Anspruchslosigkeit geeigneten Thiere für das Süßwasseraquarium sind der kleine, niedliche Laubfisch und der prächtig gefärbte, allbekannte Goldfisch. Wer nur eine primitive Aquariumeinrichtung hat und sich nicht allzuviel Mühe und Geld kosten lassen will, dem wird auch die Haltung von einigen Goldfischen und Laubfischen genügen und er wird vielleicht an diesen wenigen Thieren dieselbe Freude und denselben Genuß haben, wie der Besitzer von großartigen Einrichtungen mit seinen fremdländischen Aquarienthieren. Eidechsen, Molche, Larven und Puppen von Moskitofaltern, Tauch- und Schwimmkäfer sind ebenfalls von großer Anspruchslosigkeit und auch sehr leicht zu beschaffen.

Handel und Verkehr.

* **Frankfurt a. M.** Fruchtpreise, mitgetheilt von der Preisnotirungsbörse der Landwirtschaftskammer am Fruchtmarkt zu Frankfurt a. M., Montag, 2. März, Nachmittags 17¹⁵ Uhr.: Der 100 Kilo gute marktübige Waare, je nach Qual., ist nach Frankfurt a. M., Weizen, hiesiger, M. 16.30 bis 16.35. Roggen, hiesiger, M. 14.50 bis 14.60. Gerste, Winter- und Sommer, M. 16.50 bis 16.75. Weizen, M. 15.25 bis 16.—, Hafer, hiesiger M. 14.40 bis 15.—, Raps, hiesiger, M. — bis —, Mais Winter M. 13.40 bis 13.50, Mais Kaplar M. — bis —, Senf und Senfrotirung vom 27. Febr. (neuer) 6.60–7.20, (alter) 0.— bis 0.00 M., Roggenstroh (Sangstroh) 4.— bis 4.60 M.

* **Wies.** 28. Febr. Weizen M. 17.50 bis —, weißer M. — bis —, Roggen M. 14.40 bis 14.53. Gerste M. — bis —, Hafer (neuer) M. — bis —, (alter) M. — bis —.

* **Wies.** 27. Febr. (Offizielle Notirungen.) Weizen 16.50–17.65, Roggen 14.75–15.15, Gerste 15.90–15.60. Hafer 14.50–15.25, Raps 25.00–24.75, Mais 00.00–00.00.

* **Mannheim.** 2. März. Amtliche Notirung der dortigen Börse (eigene Depesche). Weizen, pfläger 17.— bis —, M., Roggen, pfläger 15.00 bis —, M., Gerste, pfläger 16.25 bis 17.25 M., Hafer, badißer 15.00–15.25 M., Raps (neuer) 24.— bis —, M., Mais 13.50–00.00 M.

* **Frankfurt.** 2. März. Der heutige Viehmarkt war mit 409 Ochsen, 52 Bullen, 675 Kühen, 1000 Stiere, 261 Fohlen, 185 Schafe und Hammel, 1317 Schweine, 21 Schafkammern, 0 Ziegen besetzt. Ochsen a. vollfleischige, ausgewachsene höchsten Schlachtwerthes bis zu 6 Jahren 69–70 M., b. junge fleischige, nicht ausgewachsene und ältere ausgewachsene 63–65 M., c. mäßig genährte, junge, gut genährte ältere 60–62 d. gering genährte jeden Alters —. Bullen: a. vollfleischige höchsten Schlachtwerthes 59–61 M., b. mäßig genährte jüngere und gut genährte ältere 56–58 M., c. gering genährte 00–00 M. Kühe und Fohlen (Stiere und Kühe) höchsten Schlachtwerthes 61 bis 62 M., b. vollfleischige, ausgewachsene Kühe höchsten Schlachtwerthes bis zu 7 Jahren 56–57 M., c. ältere ausgewachsene Kühe und wenig gut entwickelte jüngere Kühe und Fohlen (Stiere und Kühe) 45–47 M., d. mäßig genährte Kühe und Fohlen (Stiere und Kühe) 40–42 M., e. gering genährte Kühe und Fohlen (Stiere und Kühe) —. M., Fohlen: a. feine Rasse (Schlamm) und beste Saugföhler (Schlachtgewicht) 79–81 Pfg., (Lebendgewicht) 47–49 Pfg., b. mittlere Rasse und gute Saugföhler (Schlachtgewicht) 74–76 Pfg., (Lebendgewicht, 44–46 Pfg., c. geringe Saugföhler (Schlachtgewicht) 68–65 Pfg., (Lebendgewicht) —. Pfg., d. ältere gering genährte Kühe (Fresser) —. Schafe: a. Wollschäfer u. jüngere Wollschäfer (Schlachtgewicht) 70–72 Pfg., (Lebendgewicht) —. Pfg., b. ältere Wollschäfer (Schlachtgewicht) 66–68 Pfg., (Lebendgewicht) —. Pfg., c. mäßig genährte Wollschäfer und Schafe (Merzschafe) (Schlachtgewicht) 00–00 Pfg., (Lebendgewicht) —. Pfg., d. Wollschäfer: a. vollfleischige der feineren Rassen und deren Kreuzungen im Alter bis zu 1 $\frac{1}{2}$ Jahren (Schlachtgew.) 59–60 Pfg., (Lebendgew.) 47.00 Pfg., b. fleischige (Schlachtgew.) 57–58 Pfg., (Lebendgew.) 45–46 Pfg., c. gering entwickelte, sowie Saanen und Ober 48–50 Pfg., d. ansländische Schweine (unter Angabe der Herkunft) 00–00 Pfg.

Die Preisnotirungs-Kommission.



Nr. 63.

(2. Beilage.)

Mittwoch, den 4. März.

1903

Der Ahtzehnender.

Eine Thüringer Jägergeschichte von W. v. Trotha.

(Nachdruck verboten.)

„Es ist schon 3 Uhr, Herr Oberförster.“ Mit diesen Worten weckte der Jagdgehilfe seinen Herrn.

„Um ja, schon gut, Kerner; sorgt nur für einen guten Kaffee, ich bin in einer halben Stunde marschfertig. Habt Ihr noch was vom roten Jochem drüben aus dem Drambachtal gehört?“

„Ja und nein, Herr Oberförster. Er ist gestern Abend mit seinem großen Schweißhunde an der Holzhäusermühle gesehen worden.“

„Sooo? Also macht alles fertig!“

In kurzer Zeit saß der Oberförster an dem einfachen Holztische im Zimmer seines Gehilfen und schlürfte den heißen thüringischen Nationaltrant, den Kaffee.

Oberförster von Hausen war erst seit einigen Monaten in diese Stellung auferückt und nach Thüringen in eines der schönsten Reviere versetzt worden, in dem Hirsche Standwild sind, deren alljährlich eine größere Zahl abgeschossen werden kann.

Der dort regierende Fürst schießt selbst mehrere starke Tiere ab, hat aber auch stets hohe und höchste Gaste während der Brunstzeit zum Besuch, für die einige kapitale Hirsche aufbewahrt werden müssen.

Durch das zerklüftete und schwer zugängliche Waldland ist es natürlich, daß die Aufsicht eine überaus schwere ist. Nicht selten halten daher Tal und Hügel wieder von dem Knall der Wildererbüchsen.

Sehr selten gelang es den Forstbeamten, einen solchen Nichtsnutz festzunehmen, und dennoch fanden sie stets dieselben Leute auf der Spur des Wildes. Es übt eben die Jagd einen eigenen Reiz auf den Menschen aus, und unternehmende Naturen, wie es die Wilderer sind, scheuen vor keiner Gefahr zurück. Die Jagd ist nun einmal ihre Passion, und diejenigen, die mit der Büchse unter dem Rodde verborgen einem Kapitalhirsch nachstellen, sind nicht in einem Atem mit den Wilderern zu nennen, die es sich zum Beruf gemacht haben, das erbeutete Wild, sei es nun geschossen oder in der Schlinge gefangen, auf den Markt zu bringen. Diese letzte Sorte Kreaturen ist meist feiger Natur und treibt ihr Handwerk nicht mit der Hingabe ihres ganzen Ichs, sie ist auch meist dem Jäger oder Förster nicht so gefährlich, wie der passionierte Wildlieb, als Jäger.

Der rote Jochem hingegen, von dem man wußte, daß er ein leidenschaftlicher Jäger und sicherer Augenschütze war, nur daß man ihn nie auf frischer Tat ertappen konnte, er schreckte vor keiner Gefahr zurück und ihm kam es nicht darauf an, die Büchse ruhig auf die Bru seines Verfolgers anzuschlagen und denselben niederzuschießen.

Als er neulich im Wirtshaus saß, da trat so ganz von ungefähr einer der Forstläufer ein. Er setzte sich an den Nebentisch und forderte seinen Schoppen. Es dauerte auch nicht lange und so saßen um ihn einige Leute, die sich nach diesem und jenem erkundigten.

Friedrich, so hieß der Forstmann, erzählte diese und jene Schurre aus dem Jägerleben. Bald kam er auch auf St. Hubertus zu sprechen.

„No an dem Tag jagd Ihr ja meist hier in unserer Gegend,“ meinte ein dicker Mühlenbesitzer.

„Um ja. In diesem Jahr wird's nicht damit,“ gab der Forstbeamte, den Rauch seiner kurzen Jagdpfeife von sich blasend, zurück. „Wir treiben dies Jahr drüben im Wilhelmstalschen.“

„So, schade!“ brummte ein Bauer, der sonst stets als Treiber mitgegangen war.

Der Forstläufer Friedrich warf unter seinen buschigen Augenbrauen einen lauernden Blick zu dem am anderen Tisch sitzenden roten Jochem, der bei der Nachricht kaum eine freudige Bewegung hatte unterdrücken können, hinüber. Er zahlte und schlürfte mit seinen Holzpantinen, ein „guten Abend och!“ wünschend, hinaus.

Niemand hatte weiter darauf geachtet.

Friedrich ging auch bald. Er hatte erreicht, was er wollte und sollte. Der rote Jochem war sicher gemacht.

„Mutter, das gibt 'nen herrlichen Hubertus,“ kam der sich die Hände reibende Jochem heim. „Die Forstleute sind alle am Hubertustage drüben im Wilhelmstalschen. Der Forstläufer Friedrich hat's eben laut genug drüben im Wirtshaus ausgesaunt.“

„Mann, Mann, du wirst dich und uns doch noch alle einmal ins Verderben bringen mit deiner Leidenschaft!“

„Sei ruhig, mein braves Weib, es ist das letztmal, daß ich auf die Pirsch gehe, aber den Ahtzehnender droben vom Rennstieg an der Götterreihe, den muß ich noch erst haben, dann magst du mir's immerhin verbieten. Ich geb' dir mein Wort, nur den noch, dann lasse ich's!“

„Willem, Willem, mir bangt so davor, mir ahnt Schlimmes!“

„Weißt du denn, Weib, was es heißt, so mit der Büchse im Arm den Spuren folgen, den Gefahren zu trotzen und das Gefühl zu haben, so 'nem „Großen“ ein gehöriges Schnippchen geschlagen zu haben? Nein Grete, schlecht bin ich nicht, aber die Passion, ah, die Passion!“ und damit umarmte er sein junges, schönes Weib und drückte ihr einen Kuß auf ihren roten, schwelenden Mund. „Also 's ist 's letztmal, mein Wort drauf!“

Gegen zwei Uhr morgens am St. Hubertustage brach er auf, nur begleitet von seinem treuen Haras, einem mächtigen Schweißhunde, den ihm sein Bruder vor drei Jahren nach dessen Rückkehr aus Texas als junges Tier mitgebracht hatte.

Langsam und leuchtend stieg Jochem den steilen Abhang bis zu der Säumse hinan, die zu der einsamen Eiche führte. Diese stand mehrere hundert Schritt abseits vom Rennstieg und war teilweise von dichtem Unterholz und Haderwald umgeben. Hier stand der einsame alte Herr meist; es war ein ausgestoßener, vergrämter alter Kerl, aber ein Weisheit hatte der, wie keiner im Reinhardtsbrunnerforst und Waldgebirge.

Jochem war am Forsthaufe vorbeigeschlitten. Nichts hatte sich drinnen gerührt. Die waren ja alle weit fort, wie Friedrich, der Einfallspinsel, es großpratschig vor drei Tagen gesagt hatte; also ruhig weiter, philosophierte Jochem bei sich. —

Kurz nach halb vier Uhr traf auch der Forstläufer Friedrich im Forsthaufe ein und wiederholte auch dem Oberförster gegenüber noch einmal seine Begebenheit von vor drei Tagen im Wirtshause.

Wenige Minuten später sehen wir die drei dem Walde zuschreiten. Auch sie haben einen Hund mit, einen jener nicht zu hoch gebauten, gedrungenen hannoverschen Schweifhunde, die bekannt sind, daß sie eben so sicher der Fährte eines angeschossenen Wildes folgen, wie das einmal gepackte Opfer nicht wieder loslassen.

Die Mondichel hing noch eben über dem Horizonte, als die drei Jäger im Dunkel des Waldes verschwanden.

Sie mochten schon fast an zwei Stunden marschirt sein, als ein Rüzchen, nicht allzu fern von ihnen, den nahenden Morgen verkündete.

Sie hatten immerhin noch gut eine halbe Stunde zu gehen, ehe sie an den großen Hirschwechsel an dem Rennstieg herankamen, wo der Oberförster den Wilderer vermutete.

„Er kann aber auch eine Viertelstunde früher im Gebirge an der Göttereiche sitzen; dort steht ja der alte vergrämte Ahtzehnender,“ warf der Forstläufer so nebenher ein.

„Na gut, sieht er nicht am Rennstieg an, so gehen wir weiter dorthin noch,“ gab der Oberförster zurück. „Büchsenlicht hat er doch nicht vor ein viertel bis ein halb sieben Uhr. Also marsch!“ und weiter schritten die Männer kräftig aus.

Nach wiederum einiger Zeit blieben sie stehen. Tief unter ihnen im felsenzerklüfteten Tale rauschte ein kleiner Bach, der mit üppigen Farren an seinen Ufern bestanden war. Sie kannten ihn alle drei, wie er dann einen halben Kilometer weiter unten einen steilen Gang hinunterdonnerte, wie ein neidischer Junge von Fels zu Fels hüpfend, und die Gisch hoch aufsprühte. Heute sahen sie nichts in dem Dämmerlicht und ein dichter Herbstnebel breitete seinen feuchten Schleier über das Tal bis zum halben Bergeshang.

Der Oberförster gab eben seine Anweisungen, und der eine Förster schaltete schon seine Büchse, die er vorsichtshalber geladen hatte, weu inzwischen leichtes Büchsenlicht eingetreten war, da hörten sie einen schwachen Knall von der Göttereiche herüberschallen, der in buzendem Echo von Berg und Tal widerhallte und weitersprang.

„Also doch zu spät!“ knurrte der Oberförster, „nun aber marsch, daß wir den Kerl wenigstens noch auf frischer Tat ertappen.“

Keuchend arbeiteten sich die drei Männer quer durch den Buchenwald. Ab und zu zwang sie ein dichter Bestand Unterholz, die gerade Linie zu verlassen. Jeder von ihnen kannte alle Einzelheiten des schwierigen Geländes.

Jetzt mußten sie bis auf wenige hundert Schritt an den vermeintlichen Platz an der Eiche gekommen sein. Hier trennten sie sich und wollten ein förmliches Kesseltreiben auf den Wilderer beginnen.

Vorsichtig jeden Strauch und am Boden liegenden dünnen Ast vermeidend, schlichen sie mit möglichster Eile vorwärts.

Immer näher und näher kamen sie dem Waldriesen, der hoch emporragte, aber kein Mensch, kein Tier, nichts war zu sehen.

Alle drei stießen aufeinander, ohne die geringste Wahrnehmung gemacht zu haben.

„Such, Nero, such!“ flüsterte der Oberförster dem Hunde ins Ohr und ließ den Hund los.

Mit gesenktem Kopfe fuhr der am Boden hin und her, immer größere Kreise ziehend. — Da — er stand, ein kurzer heulender Ton und er schoß in gerader Richtung davon.

Ein Pfiff, gehorsam machte er kehrt und kam zurück. Sofort wurde er an die Leine genommen.

Die beiden Forstleute waren auf den Punkt zugeeilt, wo der Hund zuerst laut gegeben hatte.

Sie brauchten nicht lange zu suchen, so fanden sie Schweiß und auch einige Schnitthaare. Dicht daneben mußte kurz zuvor ein Mann gekniet haben, da man den scharfen Eindruck eines mit schweren Nägeln beschlagenen Schuhs sah und den Abdruck, den das Knie und die Fußspitze des niedergeknieten Beines hinterlassen hatten.

Mit dem Hunde an der Leine nahmen sie die Fährte auf und folgten ihr einige hundert Schritt in fast genau nördlicher Richtung. Dann machte sie eine scharfe Biegung nach Osten und führte nun steiler und steiler werdend dem höheren Teile des Waldes zu. Allmählich traten die Felsen immer enger und enger aneinander und bildeten endlich eine nicht sehr breite Schlucht.

„Also hier drin steckt der Kerl,“ flüsterte der Oberförster leise dem neben ihn schreitenden Förster zu, „hier kann er uns nicht entwischen.“

Der Hund zog immer heftiger an der Leine und drängte ungestüm vorwärts, sodaß sein Herr ihn nur noch mit Mühe halten konnte.

Da mit einemmale schlug lautes und heftiges Hundegebell an ihr Ohr. Es klang kurz und heftig. Das war Standlaut.

Ein gegenseitiges stummes Anblicken verständigte die drei untereinander; die Büchsentolben fest umspannt, pürschten sie langsam voran.

Da — da stand der Mann, den Rücken den Förstern zugewandt, hob er eben die Büchse, um auf das gestellte Wild, das nur zwanzig Schritte von ihm entfernt stand und mit gesenktem Geweihe den ihn stellenden Hund abwehrte, als ein:

„Wasse nieder! Hände hoch!“ ihn wie ein elektrischer Schlag traf. Mit einem gewaltigen Satz sprang er hinter eine mittelstarke Tanne und ehe sich die drei versahen, trachte schon ein Schuß, der den Förster am rechten Arm traf und die Splitter seines Kolbens ihm um die Ohren flogen. Matt sank der schwergetroffene Arm herunter.

In demselben Moment trachten die Schüsse aus den Läufen des Oberförsters und des Forstläufers. Beide hatten nur auf den Stamm gezielt, da von dem Manne selbst nicht ein Deut zu sehen war. Nichts rührte sich dahinter.

Nero, kaum den Schweifhund entdeckend, stürzte mit einem wahren Wutgeheul auf den Gegner, und bald bildeten die beiden Hunde einen wirren, kämpfenden Klumpen.

Da sich hinter dem Tannenstamme nichts regte, so rief der Förster dem Forstläufer Friedrich zu, sich schuf bereit zu halten; er selbst kroch unter Benutzung jedes Stammes zur Deckung an die Tanne heran. Hier lag ruhig, wie im Anschlage, der Wilderer, nichts rührte sich an ihm, — ein Schuß durch den Kopf hatte ihn augenblicklich getötet. Das 7 Millimetergeschöß hatte zuvor den Stamm durchschlagen.

Nun galt es zunächst die kämpfenden Hunde zu trennen. Als die Bräde ihren Herrn tot daliegen sahen, stürzte sie laut heulend auf ihn zu, leckte dem toten Herrn die Hand und die Stirn und war nicht wieder von seiner Seite zu bekommen.

Jetzt richteten sich aller Augen auf den herrlichen Ahtzehnender, der hochaufgerichtet dicht an die Felswand gedrängt stand.

Der verwundete Förster hatte sich ein Tuch um seinen Arm geschlagen und trat zu dem toten Wilderer heran.

Als er den Kopf zu dem edlen Tiere hob, rief er, als der Forstläufer dem Wilde eben den Fangschuß geben wollte:

„Siehst du nicht das St. Hubertuskreuz zwischen den Geweihtangen?“

Langsam ließ jener die Mündung sinken, und alle drei traten zur Seite und knieten neben dem erschossenen Manne nieder, der Hirsch setzte in langen Fluchten an ihnen vorbei, dem schützenden Hochwalde zu.

„St. Hubertus sei seiner Seele gnädig,“ sprach leise der alte, bärtige Förster und drückte dem roten Jochem die Augen zu. Dann bedeckten sie den Wilderer mit einigen Tannenzweigen und traten den Rückweg an.

Am anderen Tage lag weinend an derselben Stelle ein junges Weib mit zwei Kindern an einem frisch aufgeworfenen Hügel, auf dem ein einfaches Holzkreuz prangte. Der Hügel war mit frischen Tannenzweigen bedeckt. Jeder der Anwesenden hatte einen solchen auf das Jägergrab gelegt.

In einiger Entfernung standen die Forstleute und ehrten mit abgezogenen Hüten die Trauer der jungen Witwa.

Nur mit äußerster Anstrengung konnte man den Hund vom Totenhügel des Herrn entfernen, aber schon am nächsten Tage war er der Wohnung entlaufen. Wenige Tage später fand ihn ein Jäger tot auf dem Grabe seines Herrn. Er grub das treue Tier zu dessen Füßen ein.



Ein Wort über Toilette-Seifen.

Es ist durchaus nicht gleichgültig, welche Seife zur Pflege der Haut täglich benutzt wird, und zwar kommt dabei nicht allein die Beschaffenheit der Seife in Betracht, sondern auch die Eigenart der Haut. Diese letztere enthält natürliches Fett, das sie geschmeidig macht, ihre Talgdrüsen scheiden den sogenannten Hauttalg ab, der sich über die ganze Oberfläche des Körpers ausbreitet und die Austrocknung der oberen Zellschichten verhindert. Da jedoch der Staub der Atmosphäre von diesem Hauttalg festgehalten wird und in Vereinigung mit demselben eine dem Reinheitsgefühl mißfallende Schicht bildet, welche auf die Gesundheit störend einwirkt, sobald sie sich im Uebermaße ansammelt, so empfindet der Kultur Mensch das Bedürfnis, sie zu entfernen. Hierzu bedient man sich der Seifen, welche auch schon bei den Alten in hoher Gunst standen und nicht nur als Haarverschönerungsmittel, sondern auch als Medikament galten. Plinius, der die Erfindung der Seifenbereitung den Galliern zuschreibt, erwähnt, daß die Germanen weiche und harte Seifen im Gebrauche hätten.

Die Seifen besitzen die Eigenschaft, das Fett der Haut aufzulösen und dem Waschwasser zuzuführen, und verleihen daher der Haut eine größere Reinheit als Wasser allein, welches vom Fett abgestoßen wird. Nun kann aber auch durch zu häufiges und anhaltendes Waschen mit Seife das Fett der Haut fast gänzlich entfernt werden, wodurch dieselbe ihre Geschmeidigkeit einbüßt und brüchig oder spröde wird. Die Hände solcher Personen, welche vielfach und lange mit Seifenwasser in Berührung kommen, erscheinen deshalb ungepflegt und oft genug unsauber, weil Staub und Unreinigkeiten sich leicht in den Rauhheiten und feinen Rissen festsetzen, welche sich während des Trocknens in der durch die Seife entfetteten Haut bilden.

Einige Seifen entziehen der Haut das Fett leichter und rascher als andere, namentlich gilt dies von den mit Kalkseife bereiteten Seifen, die zwar wegen ihres starken Schäumens beliebt sind, die Haut jedoch leicht spröde machen. Wer daher an sogenannter spröder Haut leidet, versuche einmal, ob eine andere Seife als die bisher benutzte in gleicher Weise wirkt oder dem Uebel Einhalt tut, um zu ermitteln, ob die Ursache des Sprödeverdens der Organisation der Haut oder der Zusammensetzung der Seife zuzuschreiben ist. Es muß aber zu einem derartigen Versuche eine reine Talgseife gewählt werden, die man dadurch noch milder macht, daß man sie vor jedesmaligem Gebrauche mit einigen Tropfen Olivenöl einreibt. Allerdings gibt ein solches mit Öl eingeriebenes Stück Seife nur wenig Schaum, sie reinigt aber trotzdem und entzieht der Haut nicht so viel Fett, da sie durch den Delzusatz bereits übersättigt wurde und einen Teil ihrer energischen Wirkung verlor. Vor den medizinischen Seifen, welche von Marktschreibern angepriesen werden, muß gewarnt werden, da dieselben oft mehr Schaden als Nutzen, und nicht nur die Hautleiden verschlimmern, gegen welche sie mit allem Getöse oder modernen Klänge angepriesen werden, sondern häufig genug Ausschläge durch die ihnen beigemischten reizenden Stoffe künstlich hervorrufen. Von diesem Vorwurf werden jedoch die kunstgerecht hergestellten medizinischen Seifen nicht betroffen.



Luft und Sonnenwärme.

Wie allgemein bekannt, üben die Sonnenstrahlen die größte Wirkung unter den Tropen aus, wo sie lotrecht oder doch fast in dieser Richtung auf die Erde fallen; diese Wirkung vermindert sich immer mehr, je weiter man durch die gemäßigten Zonen nach den Polen hin fortschreitet. Mit anderen Worten: je größer der Winkel ist, unter dem die Sonnenstrahlen die Erde treffen, desto größer ist deren Erhitzungsvermögen, und je kleiner der Winkel ausfällt, desto weniger Wärme wird der Erde mitgeteilt. In welchem Winkel dieselben auch immer aufstreifen mögen, so geht ihnen auf dem Wege stets eine gewisse Menge Wärme verloren oder dieselbe wird beim Passieren der Atmosphäre von dieser verschluckt. Für die nahezu vertikale Richtung unter den Tropen ist dieser Verlust auf ein Drittel geschätzt worden; für Neigungen von weniger als 25 Grad auf die Hälfte, während bei Neigungen von fünf Grad kaum der zwanzigste Teil der Sonnenwärme die Erde erreichen soll. Daraus folgt übrigens nicht, daß diese von der Atmosphäre aufgesaugte Wärme für die Erde als verloren zu betrachten wäre. Keineswegs, die Luft selbst wird erwärmt und gibt von ihrer Wärme an die Erde ab, und da die Atmosphäre einen großen Teil der Wärme aufnimmt, welche die Erde in den Weltraum ausstrahlen würde, wenn ihr jene Gashülle der Luft fehlte, so wird die Temperatur der Erde selbst weit höher erhalten, als sie ohne die Luft sein könnte.

Zeug aus gesponnenem Glas.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika befindet sich gegenwärtig eine Fabrik, welche gesponnenes Glas zur Anfertigung eines besonderen Gewebes verwendet. Dieses Zeug ist weich und elastisch wie Seide. Die Eigenschaft, daß es unverbrennlich ist, macht es für solche Personen, welche in der Nähe des Feuers zu arbeiten haben, wertvoll und notwendig.

Was die Technik bringt.

Moderne Spiritus-Ofen und Herde.

Bei Spiritusapparaten, die zum Heizen, Braten und Kochen u. s. w. dienen sollen, gilt es vor allem, jede Explosionsgefahr auszuschließen, eine geruchlose Verbrennung und einen sparsamen Materialverbrauch zu erzielen. Die neuesten derartigen Apparate sind für eine gute Vergasung und eine reine vollkommene Verbrennung ohne Zylinder und Docht eingerichtet, die demnach geruchlos ist und naturgemäß einen sparsamen Verbrauch von Brennstoffmaterial zur Folge hat. Bei derartigen Apparaten ist der außerhalb des Apparates befindliche Spiritusbehälter mit einem mit Wasser gefüllten Behälter in Verbindung, so daß einer Erhitzung des Spiritus und einer Explosionsgefahr vorgebeugt ist. Nach Füllung des Behälters mit Spiritus wird durch Öffnen eines Hahnes der Weg zum Vergaser freigegeben, worauf durch Drehen eines Hebels eine kleine Schale selbsttätig etwa zur Hälfte mit Spiritus gefüllt wird, der nun angezündet wird. Gleichzeitig wird durch Verschieben eines Handgriffes die Verbindung zwischen Brenner und Vergaser hergestellt. Die Zufuhr von Gas nach dem Brenner und somit die Intensität der Flamme kann nach Belieben reguliert werden. Bei diesen Apparaten kann auch während des Brennens neuer Spiritus in den Behälter gegossen werden, ohne daß Gefahr entsteht.



Gegen Herzlose kannst du dich schützen,
Wieb ihnen nur dein Herz nicht preis.
Geistlose magst du auch wohl nützen,
Da mancher manches kann und weiß.
Aber wenn Taktlose dich umringen,
Das wird dich zur Verzweiflung bringen.



Londoner Geselligkeit.

Seit einigen Jahren macht sich in der Londoner Frauenwelt eine ganz neue Erscheinung bemerkbar: es sind dies die Damenklubs. Noch vor fünf Jahren war diese Bewegung erst in ihren Anfängen, und heute ist keine fashionable Frau ohne ihren Klub zu denken; oft gehört sie sogar mehreren Klubs an. Die prächtigsten Klubs liegen im Westen, in Doverstreet. Dort hat auch der vornehme Empress Club sein Domizil. Den ganzen Tag lang sind seine Pforten geöffnet, und die elegantesten Frauen Londons gehen hier ein und aus. Hier kann eine Dame aus der Gesellschaft einen großen Teil des Tages in unterhaltender „geschäftiger Untätigkeit“ verbringen. Um 11 Uhr etwa fährt sie hin, nimmt die sie erwartenden Briefe in Empfang und liest sie im Morgenzimmer. Dann geht sie ins Schreibzimmer, um Einladungen zu beantworten und Rechnungen in den Papierkorb zu werfen. Diese schwierige Arbeit führt sie zum Frühstückstisch, an dem drei Viertel Stunden bei einem ausgesuchten Mahle mit Unterhaltung über die letzte Sensation verbracht werden. Bei den Klängen des Orchesters schreiten die Damen dann ins Rauchzimmer und passen mit ihren Zigaretten kleine Ringe in die Luft. Wenn eine Dame nicht raucht, so ist sie weit hinter der Zeit zurück. Dann werden etwa eine Stunde lang Einkäufe gemacht, und die Dame kehrt vielleicht zum Nachmittagsstee zurück. Auch abends wird oft mit Erfolg eine kleine Dinergesellschaft veranstaltet. Der Empress Club ist nur einer von vielen. Als Beispiel für die schnelle Entwicklung kann der Ladies Army and Navy Club gelten, der von Mrs. G. A. Dundas zur Zeit der Krönung begründet wurde und schon fast 3000 Mitglieder zählt. Die Anmeldungen sind so zahlreich, daß der Klub binnen kurzem in ein geräumiges Gebäude ziehen muß. Am aristokratischsten ist der Green Park Club, der unter seinen 800 Mitgliedern fünf königliche Prinzessinnen zählt. Die Zimmer sind sehr vornehm und elegant eingerichtet und stehen dadurch günstig von den ziemlich überfüllten Räumen im Empress Club ab. Der Grosvenor Crescent Club hat ein vortreffliches Billardzimmer, und in einem anstoßenden Raume werden abends viele Partien Karten gespielt. Im New County Club werden die neuesten Sporttelegramme veröffentlicht, ebenso auch der Kurzzettel für Damen, die hin und wieder spekulieren. Einen auffallenden Gegensatz zu diesen „Tempeln der Mode und Frivolität“, wie ein Londoner Blatt sie nennt, bildet der von Mrs. Massingberd gegründete Pioneer Club, dessen Sekretärin Lady Hamilton ist. Dieser Club zählt die ersten Frauen der öffentlichen Arbeit zu seinen Mitgliedern. Er hat auch eine gesellige Seite, diese aber ist der wöchentlichen Besprechung von Fragen von öffentlichem, literarischem und geistigem Interesse untergeordnet. Bei diesen Gelegenheiten wird auf alle Vorheiten und Schwächen des Mannes hingewiesen. Ähnlich in seinen Zielen ist der Sesam Club, dem 900 Damen und 200 Herren angehören. Frauen, die in Girtton oder Newnham studiert haben, bietet der University Club angenehme Gastfreundschaft. Interessanter als viele dieser Klubs ist jedoch ein Institut, das einzig in seiner Art mitten in der City besteht. Dies ist The Enterprise, das 1899 für Buchhalterinnen und Sekretärinnen begründet wurde. Das Eintrittsgeld beträgt 2,50 Mark und der jährliche Beitrag 10 Mark. Dafür haben die

Mitglieder Zutritt zu einer Reihe hübsch eingerichteten Zimmer, die mit Zeitungen und einer kleinen Leihbibliothek ausgestattet sind, und in denen Erfrischungen zu sehr bescheidenen Preisen zu haben sind. Der Begründung des Enterprise haben sich anfangs große Schwierigkeiten entgegengestellt. Abends ist auch für gesellige Unterhaltung gesorgt, und zur weiteren Ausbildung dient französischer und anderer Unterricht. Die Frauenklubs in London sind ein wichtiger Faktor des geselligen Lebens geworden. Ob sie einen Einfluß zum Guten ausüben werden, kann man jetzt noch nicht beurteilen; jedenfalls tragen sie viel dazu bei, die Häuslichkeit zu vernichten, die doch immer die beste Geselligkeit bleibt.

Praktische Winke.

Mahagont-Möbel aufzufrischen.

Man vermische 8 Teile Terpentinöl, 8 Teile Stearinsäure und 1 Teil Karmin. Dann poliert man mit einem in diese Mischung getauchten und gut ausgedrückten Stück Flanell die Möbel recht sorgfältig ab.

Marmor zu reinigen.

Marmorplatten kann man tadellos erhalten, wenn man sie nur mit heißem Wasser — ohne Seife — reinigt und darauf achtet, daß keine Flüssigkeit in dieselben eindringt. Flecke entfernt man aus Marmor am besten mit Zitronensaft oder Salzsäure, doch darf der Marmor vorher mit Seife abgewaschen werden. Weinflecke hingegen entfernt man aus demselben mit Salmiakgeist oder mit Aether.

Auftauen von Fensterscheiben.

Gefrorene Fensterscheiben kann man schnell auftauen, wenn man in einem halben Liter Wasser eine handvoll Salz auflöst und mit dieser Lösung einen Schwamm tränkt, mit dem man die Scheiben abreibt. Das Eis verschwindet sofort, und man reibt die Scheiben dann mit einem weichen Tuche trocken.

Reinigen von Glösslern.

Für silberne Glösslern, die täglich im Gebrauche sind, ist kochendes heißes Kartoffelwasser, in dem man sie 5–10 Minuten liegen läßt, ein einfaches Mittel, ihnen einen schönen Glanz zu verleihen. Will man sie einmal — vielleicht beim großen Reinmachefeste — wie neu aussehen machen, so legt man sie mit gleichen Teilen Kochsalz, Alaun, Weinstein und Wasser aufs Feuer, läßt sie eben aufkochen und reibt sie dann mit einem weichen Tuche trocken.

Küche und Keller.

Alte Hühner von jungen zu unterscheiden.

Bei dieser Unterscheidung spielt die Farbe der Füße eine sehr wichtige Rolle. Je dunkelgelber (apfelsinenfarben) diese sind, desto jünger sind die Hühner. Bei hellgelber Färbung sind sie auch noch ziemlich jung. Je mehr jedoch die Farbe sich dem Schwarz nähert (grau, graublau), desto älter ist das Geflügel.

Das Schimmeln der Schinken zu verhüten.

Mit leichtem Schimmel überzogene Würste und Schinken, mögen sie innen noch so wohlschmeckend sein, sind nichts weniger als appetitweckend. Ein Abreiben mit Tüchern nützt nichts, wohl aber ein Bestreichen mit Salzbrei. Man übergießt Kochsalz mit nur soviel Wasser, daß eine breiartige Lösung entsteht. Der Schimmel verschwindet durch das Bestreichen, und die Bildung von feinen Salzkristallen verhindert ein Neuentstehen desselben.